

Zeitschrift: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 22 (1947-1948)

Artikel: Erinnerungen aus meinem Studienjahr in Berlin
Autor: Rikli, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

7.

ERINNERUNGEN
AUS MEINEM STUDIENJAHR
IN BERLIN

von

MARTIN RIKLI, UNTERÄGERI

Nach Abschluß des dritten Semesters in Basel siedelte ich — es sind bald 60 Jahre seither — für zwei Semester an die Universität Berlin über.

Es war eine sternklare Nacht, als ich mich am 7. Oktober 1890 auf dem Bahnhof einfand. Mein Pate, Onkel Gottfried Linder, einziger Bruder meiner Mutter und einige Freunde waren zur Verabschiedung erschienen. Über die Aufmerksamkeit war ich nicht wenig stolz, und in bester Stimmung, denn bei meinen Abschiedsbesuchen hatte ich da und dort geerntet, sodaß ich den ganzen Himmel voll Posaunenengel sah, die mir freundlich zuwinkten. Nach meinen damaligen Begriffen kam ich mir wie ein kleiner Krösus vor, sodaß ich meine ursprünglichen Reisepläne über den Haufen warf und mich entschloß, über die Rheinlande, das Ruhrgebiet und die beiden mittelalterlichen Juwele, Hildesheim und Braunschweig, nach der Reichshauptstadt zu reisen.

Es tagte bereits, als nördlich Mühlhausen die bewaldeten, burggekrönten Vogesen sichtbar wurden. Vor uns breitete sich stundenlang bis in unabsehbare Ferne, die gut bebaute oberrheinische Tiefebene aus. Einen so weit ausgedehnten Horizont

hatte ich bisher noch nie gesehen. Es machte auf mich den gleichen Eindruck, wie wenn man aus einem Kämmerli in einen großen Saal kommt, man fühlt sich festlich gehoben. Mit diesen Worten soll natürlich nichts gegen das Kämmerlein gesagt sein, in dem es sicher gemütlicher ist als im Saal. Die Gemütlichkeit, die weiß man immer zu schätzen; festliche Anlässe sind dagegen Ausnahmefälle, die man als solche freudig begrüßt, die aber, wenn sie sich oft wiederholen, ihren Reiz verlieren, sodaß man davon bald genug hat.

Doch von dieser Reise, so viele Anregungen sie mir auch gab, soll hier nicht die Rede sein, sondern vom Aufenthalt, Leben, akademischen Lehrern und der mir in Berlin erwiesenen Gastfreundschaft, woselbst ich am Abend des 15. Oktober eintraf.

Da die Vorlesungen erst um den 24. Oktober begannen, blieben mir noch reichlich 10 Tage zur Verfügung, um mich etwas umzusehen. Meine erste Sorge war mir eine geeignete Bude zu sichern. Ich fand sie in einem großen Häuserblock im dritten Stock auf der Nordseite der Elsässerstraße bei einer Witwe und ihrer ältlichen Tochter; es war ein stattliches, schönes Zimmer mit allem Nötigen und noch mehr ausgestattet; sogar mit einem großen Sopha, wo gelegentlich durchreisende Schweizer anderer Hochschulen gastliche Aufnahme fanden. Frühstück und Nachessen besorgte ich in der Regel selbst; das Mittagessen nahm ich gewöhnlich in der akademischen Speisehalle ein, in nächster Nähe des botanisch-physiologischen Instituts von Prof. Schwendener an der Dorotheenstraße. Es war dies ein richtiger Großbetrieb, reichlich und billig, aber mit viel Lärm und was Sauberkeit anbetrifft, durfte man keine großen Anforderungen stellen. Nur an Sonntagen und bei besonderen Anlässen gestattete ich mir bessere Mahlzeiten in irgend einem feudalen Restaurant im Zentrum der Stadt. Kam man mit Berlinern ins Gespräch, so war man über mangelnde Bildung oft erstaunt. Leute, die wie unsereins aussahen und auftraten, waren kaum über das Weichbild der Großstadt herausgekommen und konnten die merkwürdigsten Fragen stellen. Als sie hörten, daß wir Schweizer seien, wurde gefragt: welcher König regiert jetzt in der Schweiz? Wo wohnen Sie: in Basel. Gibt es dort auch hohe Berge? Ja, antworteten wir, sogar mehrere, Spalenberg, Steinenberg, St. Margrethen, St. Chrischona und mußten die Zähne zusammenbeißen,



M. Rikli
—

um nicht zu lachen. Aber eins fiel uns auf, daß all diese bescheidenen Leute auf der Straße und im öffentlichen Lokal viel gewandter auftraten, als wir. Kam jemand in ein Restaurant und wollte auf dem bereits überbeanspruchten Garderobeständer noch seinen Hut unterbringen, wobei einige andere Hüte zu Fall kamen, so lachten wir und sagten zu einander: sicher ein Schweizer und in der Regel war es auch der Fall. Denn in feiner Witterung hatte er uns erkannt und setzte sich an unsern Tisch. Sprachen wir von Wilhelm II., so brauchten wir immer den unverfänglichen Ausdruck: „der Kronenwirt“.

Der erste Eindruck der Millionenstadt Berlin war für mich Kleinstädter überwältigend. Zunächst fesselte der gewaltige Verkehr, an dessen Brennpunkt ein Polizist zu Pferd für die ordentliche Abwicklung sorgte. Mitten im Gewoge alles überrückend, wirkt er allein schon durch seine Anwesenheit und durch seine stoische Ruhe. Nur selten macht er mit der Hand eine kleine Bewegung oder hält sie hoch, wenn irgend eine Stockung eingetreten ist. Man kann an einem solchen Punkt, wie auf einer vom Sturm umtobten Insel die längste Zeit stehen bleiben und hat Mühe endlich sich loszureißen und weiter zu wandern. Es gibt nur einen Vergleich: wenn bei bewegter See Woge um Woge dem Lande zueilt, sich überschlägt und alsdann verebbt. Man vergesse nicht, daß es damals noch kein Automobil gab und in unsern Schweizerstädten der Verkehrspolizist eine unbekannte Erscheinung war. Und dieser Riesenverkehr durchflutet die Hauptstraßenzüge bis weit über Mitternacht. Erst gegen Morgen wird es ruhiger; alsdann erscheinen ganze Regimenter von Arbeitern, um die Straßen zu reinigen oder schadhafte Stellen bei Fackelschein auszubessern.

In Erinnerung an seine Studienzeit in Berlin hatte mein Vetter Karl Linder mir aufgezeichnet, was unbedingt gesehen werden mußte. Es ist nicht meine Absicht, dies alles aufzuzählen oder gar darüber zu berichten, über die historischen Stätten, die vielen reichhaltigen Museen. Im Verlauf meiner zwei Berlinersemester habe ich viel gesehen und viel gelernt. Heute noch bin ich Deutschland für diese Zeit geistiger Anregung zu großem Dank verpflichtet. Obwohl seither mehr als ein Menschenalter verstrichen ist, verbinden mich mit jenen Tagen noch Freundschaftsbande. Viele Freunde sind bereits dahingegangen. Als

Letzter starb Prof. Dr. HERMANN HARMS, der verdiente Herausgeber der 2. Auflage von Engler's Pflanzenreich. Dafür konnten neue Bande geknüpft werden: mit Prof. O. APPEL, Geheimer Regierungsrat, der sich öfters unsren Studenten-exkursionen in der Schweiz angeschlossen hat und der bis ins hohe Alter den alten Korpsstudenten nicht verleugnen konnte; Prof. Dr. L. DIELS, später Direktor des botanischen Gartens und Museums der Universität Berlin, war 1910 Mitglied der Studienreise nach Algerien und der im Februar 1942 verstorbene Prof. Dr. FRIEDR. FEDDE, Herausgeber von Just's Botanischen Jahrbüchern, und vom „Repertorium specierum novarum regni vegetabilis“, ein etwas ungeschlachtener Herr, der aber bei näherer Bekanntschaft ein gutes Herz, große Anhänglichkeit und eine aufopfernde Gefälligkeit offenbarte, kam mit auf die Kanarischen Inseln. Von der jüngeren Generation seien noch K. KRAUSE, JOH. MATTFELD und F. MARKGRAF wenigstens erwähnt.

Doch einer Sehenswürdigkeit möchte ich mit einigen Worten noch gedenken, es war mein erster Besuch: das Aquarium. Es eröffnete mir eine neue Tierwelt, von der ich bisher nur aus Wort und Bild einen schwachen Begriff erhalten hatte, — die Wunder der Meeresfauna. In seinen Vorlesungen hatte Prof. F. ZSCHOKKE an der Wandtafel den Aufbau vieler wirbelloser Tiere gezeichnet; Abbildungen und Spirituspräparate vervollständigten einigermaßen das so erhaltene Bild. Aber was bedeutete dies gegenüber der Wirklichkeit? Hier bekam ich diese Fauna zum erstenmal lebend zu sehen. Quallen, Holothurien, Schlangen- und Meersterne, Korallentiere, Röhrenwürmer, Moostierchen, Meerpferdchen, Einsiedlerkrebs und vieles andere mehr waren hier in Behältern mit sich ständig erneuerndem Meerwasser enthalten, und konnten in ihrer erstaunlichen Formenmannigfaltigkeit, in zartesten, öfters wechselnden Farbenton, in ihren eleganten Bewegungen bestaunt werden und erst die durchsichtigen Glastiere, Fische mit schleierartigen Flossen, intensivster Farbenpracht und Leuchtorganen, einfach eine Wunderwelt, von der man Mühe hatte, sich loszureißen und zu der man immer wieder gern zurückkehrte, um jedes Mal wieder Neues zu sehen. Das Aquarium befand sich damals unter den Linden und war ein eigenes Unternehmen; später wurde es noch

wesentlich bereichert und mit dem zoologischen Garten verbunden.

Am 20. Oktober 1890 erfolgte meine Immatrikulation an der Kgl. Friedrich Wilhelm Universität in Berlin. Während meinen beiden Semestern in der Reichshauptstadt konzentrierte sich meine Haupttätigkeit im physiologisch-botanischen Institut, das unter der Leitung von SIMON SCHWENDENER*), einem gebürtigen Schweizer von Buchs im St. Galler Rheintal, stand. In jüngeren Jahren bekleidete er den Lehrstuhl für Botanik an der Universität Basel. Durch seine neue Auffassung der Flechten als Doppelwesen (Symbiose) aus Algen und Pilzen hatte er sich einen Namen gemacht. Wie alles Neue, so stieß seine Lehre zunächst auf heftige Ablehnung; später fand sie immer mehr Anhänger und ist jetzt längstens allgemein anerkannt. Noch wichtiger ist sein „Mechanisches Prinzip im Bau der Monokotyledonen“, zeigte er doch, daß der Stengel der Pflanzen nach denselben mechanischen Gesetzen aufgebaut ist, wie sie in Architektur und Technik beim Bau von Gebäuden und Brücken usw. längst erkannt und angewendet werden, mit andern Worten, er führte die Begriffe von Biegungs-, Bruch- und Zugfestigkeit in die botanische Anatomie ein. Sie wurden zum Ausgangspunkt einer ganz neuen Bewertung der Pflanzenanatomie. So entstand die physiologische Pflanzenanatomie, die später von seinem Schüler und Nachfolger GOTTLIEB HABERLANDT mit viel Erfolg ausgebaut worden ist, einer Anatomie, die sich nicht mehr im Beschreiben erschöpft, wie in früheren Zeiten, sondern in ihren Beziehungen zu den physiologischen Funktionen der Gewebe gebracht wurde und so unsere Auffassung des Aufbaus der Pflanzen wesentlich vertieft und bereicherte.

Schwendener war nicht nur ein ausgezeichneter Forscher und Lehrer, sondern auch ein wahrer Vater seiner Studenten. Während meiner ganzen Studienzeit habe ich keinen Lehrer gehabt, der sich seiner Schüler im Laboratorium so intensiv annahm, wie Schwendener; daneben war er ein Original, das sich mit den Jahren immer mehr ausprägte. In der Regel erschien er gegen 10 Uhr auf dem Institut, ging alsdann von Tisch zu Tisch,

*) 10. II. 1829 — 27. V. 1919. (Von der Nachkommen der Schwendener-Akademie überliefert)

setzte sich oft eine halbe bis eine Stunde und mehr neben den Laboranten; in Frage und Gegenfrage gab er ein Privatissimum, in dem man sehr viel lernen konnte. Mich betraute er mit einer anatomisch-physiologischen Arbeit über Cypereaceen, die, weiter ausgearbeitet, 1895 als Doktorarbeit der Universität Basel eingereicht wurde. Die Unterhaltungen mit Schwendener waren aber nicht immer rein botanischer Natur, oft, besonders gegen den Schluß meiner Berliner-Zeit, kam er nicht selten auf philosophische, philantropische, soziale, religiöse und politische Fragen zu sprechen. Seine Stimme war ganz eigenartig, etwas singend, die besonders in den Vorlesungen, die sich durch große Sachlichkeit und klaren Aufbau auszeichneten, auffiel und an die man sich gewöhnen mußte. Im Bewußtsein seiner hervorragenden Leistungen im Gebiet der Physiologie und Anatomie zeigte er eine geradezu souveräne Verachtung für die Systematik. Triumphierend konnte er mich fragen: „Herr Rikli, kennen Sie diese Pflanze? Ich kenne sie nicht“. Dabei strahlte sein ganzes Gesicht und seine wunderbar klaren, lieben Augen vor Stolz, daß er sich nicht mit so simplen Sachen abgabe, die er als unter seiner Würde betrachtete. Man wird dies für einen Botaniker befremdend finden, aber man muß sich in jene Zeit versetzen, wo die Botanik fast ausschließlich noch in der Pflanzenbeschreibung und Pflanzenbestimmung erstarrt war und zum großen Teil in formalen Begriffen bestand, von denen er die Meinung hatte, daß sie sich jeder Schusterlehrling aneignen könne. Schwendener war somit einigermaßen im Recht, doch war es immerhin eine arge Übertreibung, denn schließlich ist die Systematik doch die Grundlage aller übrigen Kenntnisse über die Pflanzenwelt und wenn die Grundlage falsch ist, so hat auch das übrige auf ihr aufgebaute Gebäude keinen Bestand.

Schwendener war Junggeselle, Präsident des schweizerischen Wohltätigkeitsvereins in Berlin. Das hatte zur Folge, daß nicht nur viele durchreisende Schweizer, sondern auch allerlei sonstige Unterstützungsbedürftige sich fast täglich auf dem Institut einfanden. Gegen 13 Uhr, oft auch schon früher, gab es besonders im Winter stets Besuch und nicht gerade selten wurde sogar vor seinem Amtszimmer Schlange gestanden. Schwendener konnte Niemand abweisen. Es ist öfters vorgekommen, daß er am



J. Schwaderer

Ende einer dieser „Sitzungen“ wieder ins Laboratorium kam und sagte: „Können Sie mir zwei Mark leihen, ich habe absolut nichts mehr, und da ist noch eine arme Frau, der ich das letzte Mal weitere Unterstützung versprochen habe“. Einmal wurde ihm sein wertvoller Wintermantel von einem Bettler gestohlen. Als er vom Institut fort wollte, war derselbe nicht mehr da. Er selbst hatte den Bettler zur Türe begleitet und erinnerte sich, daß er einen Mantel auf dem Arm hatte, aber er habe geglaubt, er gehöre dem Bettler. Ein anderes Mal hatte ein Student ein wertvolles Mikroskop und allerlei Bücher entwendet. Als die Sache ruchbar wurde, sagte er nur: „Ich werde die Sache aus meiner Tasche zahlen; zeige ich den Diebstahl der Polizei an, so ist die ganze Karriere des jungen Mannes erledigt und ich habe dazu noch Scherereien“. Sein gutes Herz konnte eben nie nein sagen. Ob er dabei in vielen Fällen nicht mehr geschadet als geheilt hat, ist wieder eine andere Frage. In anderer Hinsicht konnte er dagegen gelegentlich recht heftig werden. Er war ein eigentlicher Pfaffenfresser. Wenn er auf dieses Thema zu sprechen kam, so zeigte er eine innere Erregung, die man von ihm sonst nicht gewohnt war.

Das letzte Mal sah ich Schwendener im Sommer 1913 auf der Rückreise aus dem Kaukasus und Hocharmenien, die über Moskau und Berlin ging. Zu Ehren unserer Reisegesellschaft hatte die Berliner Schweizerkolonie zu einem Bankett in ein Hotel beim Bahnhof Friedrichstraße eingeladen. Auch Schwendener war erschienen und nicht wenig stolz darauf, seinen ehemaligen Schüler an der Spitze einer so stattlichen Studiengesellschaft, darunter einige namhafte Gelehrte sich befanden, wieder zu sehen. Er hatte sich bereits eine Reihe von Jahren zurückgezogen und stand hoch in den Achtzigern. Man erzählte mir, daß er sich auf dem Matthäi-Friedhof ein Grab gekauft und mit einem Feldsessel öfters hinwandere, um daselbst zu meditieren. Da wurde mir zum ersten Mal klar, daß Abneigung gegen die Kirche nicht gleichbedeutend mit Religionslosigkeit ist.

Bei Prof. A. ENGLER, Direktor des botanischen Gartens und Museums, hörte ich „Systematische Botanik“ und „ausgewählte Pflanzenfamilien“. Der Vortrag war nichts weniger als glänzend. Als Organisator, Forscher und durch seine zahlreichen gediegenen Publikationen bekannt, besaß er eine stotternde, unan-

genehme, etwas harte Stimme, die bald ermüdend wirkte. Bei gediegenem Inhalt konnte er kaum einen Satz im Zusammenhang sprechen; dazu kam, daß eine fünfstündige Vorlesung über systematische Botanik auf die Länge sowieso ermüdet. Aber ich habe doch allerlei gelernt. Die Vorlesung fand in der Universität statt. Alles Demonstrationsmaterial mußte vom botanischen Garten, der weit ab in einem andern Stadtteil (Dahlem) lag, herbeigeschafft werden und das geschah Stunde für Stunde, das ganze Semester hindurch. Schon dies stellte an den Dozenten, wie an Obergärtner und Assistenten, hohe Anforderungen. Engler, eine außerordentlich sachliche, nüchterne Natur, beteiligte sich 1913 an der von mir organisierten Kaukasusreise. Noch erinnere ich mich, wie der alte Herr ganz benommen von der Pracht der noch fast unberührt gebliebenen kaukasischen Alpenflora und der vorsintflutlich anmutenden riesenhaften Karfluren, eine wahre Mammutflorena, plötzlich auf mich zukam, mich umarmte und sagte: „Ach, lieber Herr Kollege, haben Sie herzlichen Dank; daß ich Gelegenheit habe, diese herrliche Vegetation noch zu sehen, das verdanke ich Ihnen!“

Von weiteren botanischen Dozenten möchte ich kurz P. MAGNUS und P. ASCHERSON charakterisieren. Beide waren Junggesellen, aber sonst grundverschieden, obwohl Juden. Magnus, ein korpulenter Herr, mit wulstigen Lippen, Spezialist in Kryptogamen, besonders in niederen Pilzen, hat, soviel ich weiß, kein größeres Werk geschrieben, aber er gefiel sich in kleinen und kleinsten Veröffentlichungen und „vorläufigen Mitteilungen“, nicht selten von nur ein bis zwei Seiten, so daß am Ende seiner beruflichen Laufbahn ein Literaturverzeichnis von wohl einigen hundert Nummern vorgelegen haben mag. Er galt als sehr reich, besaß er doch in Berlin mehrere Häuserblocks, aber noch mehr war er bekannt durch seinen großen Geiz. Bei einem Besuch in Zürich ging er von Antiquariat zu Antiquariat, um sich einen möglichst billigen Bädecker der Schweiz zu verschaffen. Der Geiz war ihm geradezu zum Sport geworden. Von Ascherson wurde ich einmal zu einer Festsitzung mit Empfang in der „Gesellschaft für Erdkunde“ eingeladen. Bei Tisch saß ich zwischen den beiden Koryphäen. Magnus gab 50 Pfg. Trinkgeld. Ascherson fragte mich: „Wieviel hat Magnus gegeben?“ Auf meine Antwort, sagte er so laut, daß es Magnus hören mußte: „Dann gebe ich zwei Mark!“

Ascherson, ein kleines Männlein mit unverhältnismäßig kurzen und dicken Beinen, mit bis in sein hohes Alter immer lebhaft roten Backen und Äuglein, die von Fettpolstern umgeben ganz klein waren und äußerst spaßhaft blinzelten, war bekannt durch seine fabelhafte Gelehrsamkeit, eine eigentliche wandernde Enzyklopädie. Seine Schrift war schauderhaft. Wenn später Schröter oder ich einen seiner Briefe erhielt, so brauchten wir zusammen einige Tage, um ihn zu entziffern. In Verbindung mit P. GRÄBNER war er Herausgeber des nicht zum Abschluß gekommenen Riesenwerkes: *Synopsis der Flora von Mitteleuropa*. In früheren Jahren reiste er viel, z. T. mit dem bekannten Afrikaforscher Georg Schweinfurth. Er kannte nicht nur ganz Deutschland, besonders die Mark, wie seinen Sack. Von ihm habe ich auch die ersten Kenntnisse der Flora von Ägypten erhalten, die ich dann mehr als 30 Jahre später aus eigener Anschauung kennen lernte. Besonders lehrreich waren seine Exkursionen nach Freienwalde an der Oder, nach Luckau in der Niederlausitz oder etwa in den Spreewald. Er war ein schlechter Läufer, und wenn er mit seinen mehr als abgetragenen Kleidern nicht ging, sondern watschelte, ich möchte fast sagen, wie eine Gans, so mußte man unwillkürlich lachen. Er machte uns auf atlantische, nordische, baltische und pontische Einstrahlungen in der Flora Norddeutschlands aufmerksam; ohne seine fabelhaften Standortskenntnisse hätten wir aber nie etwas zu sehen bekommen, denn er war so außerordentlich kurzsichtig, daß er an Ort und Stelle angelangt, sich mit dem Bauch auf den Boden legen mußte und vorwärts rutschte. So fand er alle Seltenheiten und gab uns gelehrte Erläuterungen. Wenn man irgend einen Wunsch hatte, so durfte man auch zu ihm heimkommen. Da stellte er einem die neueste Literatur zur Verfügung oder ging in sein Herbariumzimmer, um irgend eine Pflanze herauszusuchen; im Hochsommer, wenn es heiß war, oft in der unmöglichsten Toilette, nur in Hemd und Schlafrock, an den Füßen „Schlarpen“. Im Herbarium war es vor lauter überfüllten Gestellen recht dunkel, deshalb mußte er immer eine Kerze anzünden und nun fuhr er mit derselben zwischen den einzelnen Pflanzenpaketen herum, daß einem bei dem intensiven Naphtalingeruch der Angstschweiß auf die Stirne trat, und man die ganze Herrlichkeit im nächsten Augenblick in Flammen sah. Doch es kam nie dazu, denn offenbar stand ihm stets ein Schutzengel zur Seite.

Im Sommer 1898 besuchte er mich an der alten Beckenhofstraße in Zürich, wenige Monate nach der Geburt unseres Erstgeborenen. Ich war auf unsren Sprößling so stolz, daß ich ihm denselben in die Arme legte. Noch entsinne ich mich, der großen Verlegenheit, in die ich ihn dadurch versetzte und des dankbaren Blickes, den er mir gab, als ich ihn von der unbequemen Last wiederum befreite. Für einen Junggesellen war ja das offenbar nicht ganz gehörig. Es war zu komisch.

FERDINAND PAX, damals junger Privatdozent, führte seine Hörer in die vergleichende Morphologie der Pflanzen ein. G. VOLKENS, der mich nach Größe, Statur und Bart stark an Prof. H. Schinz in Zürich erinnerte und wie dieser ein „Afrikaner“ war, hatte bereits das prachtvolle Werk über die Flora der ägyptisch-arabischen Wüste auf Grund anatomisch-physiologischer Forschungen (1887) veröffentlicht. Bei HENRY POTONIÉ, der in der Bergakademie las, hörte ich über die Flora der älteren Formationen und bei Privatdozent Dr. REINHARDT: Entwicklungsgeschichte der Pflanzen, besonders der Kryptogamen.

Gegenüber Botanik traten alle übrigen Disziplinen stark zurück. Zoologische Vorlesungen hörte ich bei Prof. O. HERTWIG über „Die Zelle und ihr Leben“. Bei Prof. F. E. SCHULZE belegte ich einen makroskopisch-zoologischen Kurs. Obwohl darüber in meinen Tagebüchern Notizen zu finden sind, erinnere ich mich heute absolut nicht mehr daran, dagegen wohl an dessen Vorlesung über Protozoen; auch von der Vorlesung von Prof. SELL „Organische Experimentalchemie“ habe ich keine Ahnung mehr. Besser steht es noch mit den paläontologischen Kursen von DAMES: „Paläontologie der Wirbeltiere“, sowie „Leitfossilien der Flözformationen“. Prof. ROTH las allgemeine und chemische Geologie.

Daneben hospitierte ich gelegentlich noch in andern Disziplinen, so bei EMIL DU BOIS-REYMOND, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Den Historiker HEINRICH VON TREITSCHKE habe ich als einen vierschrötigen Riesen mit Vollbart in Erinnerung. Er hatte einen großen Zuhörerkreis; Typus des Stockpreußen, war er ganz in seinem Element, als er über die Befreiungskriege sprach; Herz und Seele war dabei, seine prachtvollen drastischen

Schilderungen packten den ganzen Hörsaal. Man hätte eine Nadel fallen hören. Selbst die Vorlesungen des Theologen ADOLF HARNACK über Protestantismus, seine Mannigfaltigkeit und Verfassungslehre, besuchte ich gelegentlich. Er hatte einen gewaltigen Zulauf von Theologiestudierenden aus ganz Deutschland und der Schweiz.

Gegen Ende des 4. Semesters (4. März 1891) wohnte ich der Doktorpromotion von H. GILG in der Aula der Universität bei. Der Doktorand verteidigte seine These. Dann fragte der Dekan, ob jemand dagegen Einwendungen zu machen habe. Es meldeten sich mehrere Studenten, auch ich hatte die Frechheit, gegen eine der Thesen des Doktoranden zu opponieren: die Leitungsbahnen des Wassers sind nicht die Wandungen der Zellen, sondern die Lumina die leitenden Elemente. Gilg machte einige Einwendungen; ich erklärte mich darauf von seinen Ausführungen befriedigt und zog meine Opposition zurück. Wer den Rummel nicht kannte, war sicher erstaunt über die Gelehrsamkeit von Referent und Opponent. Wenn man aber wußte, daß vorher alles abgemacht war, jede Frage und jede Antwort fein säuberlich formuliert und auch gar nichts dem Zufall überlassen wurde, dann kam man aus dem Erstaunen gar nicht mehr heraus, daß unter stiller Duldung der Fakultät, so etwas an einer deutschen Universität möglich war. Es war das richtige Theater mit dem Zweck, dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Ob das heute noch der Fall ist, möchte ich doch bezweifeln.

Von Basel hatte ich eine Reihe von Empfehlungen erhalten, so an Hofprediger EMIL FROMMEL, an die Vettern FRITZ und PAUL SARASIN, an Regierungsrat MÜLLER, Sohn vom sogenannten Steinmüller in Basel, Professor der Geologie, einem entfernten Vetter mütterlicherseits und an Dr. LD. FININGER, Legationsrat an der schweizerischen Gesandtschaft. Auch der schweizerische Gesandte selbst, Minister ROTH, nahm sich der Schweizerstudenten in tatkräftiger Weise an. Ich erhielt von ihm wiederholt seine Karte in der Diplomatenloge des Reichstages. Des öftern wurde man auch bei ihm eingeladen. Ein gewisser Herr ESCHER, später Oberrichter in Zürich, konnte es mit Frau Minister ganz besonders gut und wurde von ihr immer wieder ins Gespräch gezogen, was einigermaßen unsern Neid erregte, umso mehr als wir ihn eher langweilig fanden. Bei Gelegenheit der Beerdigung

von Hermann Escher, langjähriger Oberbibliothekar der Zentralbibliothek in Zürich, wurde von der Familie im Rüden eine Erfrischung angeboten. Nach mehr als 40 Jahren kam ich bei dieser Gelegenheit neben Oberrichter Dr. Escher zu sitzen, wobei allerlei alte Erinnerungen aufgefrischt wurden.

Bei Hofprediger FROMMEL war es immer sehr gemütlich. Es fanden sich nicht nur Studenten ein, sondern allerlei interessante Persönlichkeiten aus allen möglichen Kreisen. Nicht selten fanden recht interessante Gespräche über Tagesfragen statt. Für die Schweizer hatte er eine ganz besondere Faiblesse und, wenn er gut aufgeräumt war, so konnte er uns auffordern, ein Schweizerlied anzustimmen oder zu jodeln. Hatte man einmal angefangen, so mußte immer wieder gejodelt werden. Sein prachtvoller Charakterkopf, mit vollem weißem Haar, ist mir noch in lebhafter Erinnerung. Auch zum Weihnachtsfest wurde ich eingeladen und erhielt das von ihm verfaßte Buch „Aus der Hausapotheke“. Sein Sohn hatte einige Jahre früher in Basel studiert und hatte sich mit meinen Vettern Karl Linder und Alfred Schmid, dem späteren Kunsthistoriker und Böcklinforscher, befreundet; später wurde er Pfarrer bei der deutschen Gesandtschaft in Rom. Er war lebhaft, auffallend klein, so daß man ihm einen Schemel geben mußte, damit er über die Kanzel sah.

Die Vettern SARASIN hatten sich nach ihrer Ceylonreise für einige Jahre in Berlin niedergelassen, um hier bei der Ausarbeitung ihrer Sammlungen und Reiseaufzeichnungen das reichhaltige Museum für Völkerkunde und die großen Bibliotheken benutzen zu können. Prof. Ludwig Rütimeyer hatte mich ihnen empfohlen. Sie führten ein großes Haus. Uns Studenten hat es mächtig imponiert, wenn beim Essen ein Diener die großen Platten mit weißen Handschuhen darbot. In ihrem Kreis habe ich zum ersten Mal von den Weddas, den Ureinwohnern der Insel und ihrer primitiven Kultur gehört. Die beiden Gelehrten waren übrigens recht verschiedener Natur, Paul mehr schmächtig, mit länglichem Kopf, philosophisch veranlagt und eher pessimistisch eingestellt, mit einem herben Zug um den Mund. Er war einer der Pioniere der schweizerischen Naturschutzbestrebungen, später auch ein Förderer des Weltnaturschutzes. Fritz kleiner, mit freundlich lächelndem Gesicht, rundem Kopf,

überhaupt alles abgerundet, ausgeglichen, nicht eckig und gelegentlich selbst verletzend wie sein Vetter, dazu weltmännisch gewandt, zum Optimismus neigend. Eine Reihe von Jahren war er Zentralpräsident der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft und hat durch seinen feinen Takt, durch geistreiche, witzige Reden, allgemein gefallen. Im hohen Alter von über 80 Jahren starb er im Vorfrühling 1942 in Lugano, wenige Monate nachdem er eine kleine Autobiographie mit dem Titel „Aus einem glücklichen Leben“ seinen Freunden und Bekannten zugeschickt hatte. Wirklich ein glückliches Leben, reich an Arbeit, die er eigentlich nicht nötig gehabt hätte, reich an Erfolgen auf wissenschaftlichem Gebiet, reich aber auch an innerm Glück, was aus seinem ausgeglichenen Wesen und frohmütigem Sinn hervorging.

Von Regierungsrat MÜLLER weiß ich nicht mehr viel zu berichten. In meinen Notizen fand ich nur öfters kurze Aufzeichnungen über Einladungen bei ihm zu Hause, zu Veranstaltungen der Gesellschaft für Erdkunde, ins Theater oder in eine Zirkusvorstellung.

Von Legationsrat Dr. LD. FININGER haben wir auch allerlei Freundlichkeiten erfahren, Einladungen bei ihm oder in feudalen Restaurants in der Stadt. Es fiel uns von Anfang an der Gegensatz zwischen ihm, einer recht nüchternen Natur, und seiner jungen Frau auf, einer geborenen Merian. Bei Tisch führte sie hauptsächlich das Gespräch, mit viel Takt und Anmut, eine bildschöne, schlanke Erscheinung, ohne irgendwelche Geziertheit. Sie waren noch nicht lange verheiratet und wir konnten nicht verstehen, wie man neben einer solchen Lebensgefährtin so prosaisch und reserviert sein konnte. Ziemlich frühzeitig hat er sich nach Basel zurückgezogen; baute sich nicht weit vom St. Jakobsdenkmal einen wilhelminischen Palast und scheint dort ein ziemlich zurückgezogenes, kinderloses Einsiedlerleben geführt zu haben.

In den akademischen Ferien gab es in der Regel Besuche von Schweizerstudenten anderer deutscher Universitäten. Die „Berliner“ hatten alsdann die Bärenführer durch die Reichshauptstadt zu machen. Zwei kleine Erlebnisse aus dieser Tätigkeit seien hier eingeschaltet. Das eine war mir vollständig entschwunden. In Erinnerung gerufen wurde es erst, durch einen

Brief bei Gelegenheit meines 70. Geburtstages. In meinen Aufzeichnungen vom 18. April 1891 fand ich später nur die kurze Notiz: mit zwei Theologiestudenten von Greifswald, cand. theol. Meili und Burckhardt zufällig zusammengetroffen. Meili schrieb mir darüber: „Ich war nach Berlin gefahren, um die Reichshauptstadt kennen zu lernen und hatte die erste Hotelnacht hinter mir; als ich am Morgen die Rechnung verlangte, war sie so hoch, daß es mir bei meinen bescheidenen Mitteln klar war, daß ich, kaum angekommen, genötigt sein werde, wieder nach Greifswald zurückzukehren. In nichts weniger als gehobener Stimmung traf ich unter „den Linden“ zufällig Rikli, den ich von Verwandten (Pfisterer) in Basel etwas kannte und erzählte ihm mein Leid. Er sagte, dem ist leicht abzuhelfen. Du kommst auf meine Bude. Da war ich für mehrere Tage gut aufgehoben; ob ich wollte oder nicht, Rikli gab mir sein Bett und schlief auf dem Sopha. So hatte ich Gelegenheit, noch vieles in Berlin zu sehen.“ Als junger Mann war ich ein arger Egoist; es hatte mich gefreut, diesem Brief zu entnehmen, daß ich daneben gelegentlich doch auch altruistische Anwandlungen hatte.

Das zweite Erlebnis ist mir dagegen noch in so lebhafter Erinnerung geblieben, als ob es erst vor wenigen Monaten erfolgt wäre. Es steht in Verbindung mit der Tatsache, daß ich in 4. Klasse von Berlin nach Babelsberg teurer reiste als mit einem Billet 1. Klasse. Seither habe ich eine unüberwindliche Abneigung gegen die 4. Klasse, in der ich nie mehr gereist bin. Das kam so: Am frühen Morgen des 29. Dezember 1890 lag ich noch im Bett; da klopft es kräftig, fast alarmartig an meine Zimmertüre. Noch im Halbschlaf rufe ich: „Wär isch do?“ Worauf es in reinem Baselditsch: „I bi's“, tönt. Daß es ein biederer Eidgenosse sein mußte, war mir sofort klar, aber wer? Ich zur Türe, ziehe den Riegel zurück, — ein wildfremder Mensch (Tappolet) tritt ein. Ich mit einem Satz ins Bett zurück. Der Fremdling sagt: „Hite morge mit em nächste Zug gehmer nach Babelsberg und Potsdam, der Tischhuser kunt au bald, Du muesch uns bigleite“. Nun warte ich, bis Tappolet sich zurückzieht, aber der macht sichs auf dem Sopha bequem, so daß ich mich doch entschließen muß, aufzustehen und Toilette zu machen. Damit noch nicht fertig, kommt Tischhauser und drängt zur Eile. Vor dem Haus geht gerade ein überfülltes Tram in der

gewünschten Richtung vorbei. Mit einigen Schwierigkeiten wird aufgesprungen, man hält sich an den Gurten fest und wird bei jeder Kurve hin und her geworfen, gelegentlich wird den Leuten auch auf die Füße getreten, so daß es böse Gesichter gibt und ich fürchte, es könne noch zu einem Wortwechsel kommen. Endlich sind wir glücklich am Potsdamerbahnhof. Nun erklären meine beiden Begleiter: „Wir sind arme Theologiestudenten und reisen natürlich 4. Klasse“. Ich war nicht gerade entzückt bei der herrschenden Winterkälte im ungeheizten 4. Klaßwagen stehend fahren zu müssen, aber schließlich ging die Reise nicht weit. Also mitgegangen, mitgehangen.

Wir sind auf dem Bahnsteig. Ein Zug nach Potsdam—Magdeburg steht bereit. Wir steigen ein. Bald kommt der Schaffner und nimmt die Billete ab. Es geht lang bis das Signal zur Abfahrt gegeben wird. Im letzten Augenblick wird die Wagentüre aufgerissen und der Schaffner ruft: „Sind hier nicht drei Herren nach Babelsberg? Sofort aussteigen, der Zug fährt direkt nach Potsdam.“ Kaum sind wir auf sicherem Boden, da setzt sich der Zug in Bewegung. Wir rufen nach unsren Billeten. Der Schaffner, auf dem Trittbrett stehend, wirft sie uns zu, leider aber nur zwei. Meine Begleiter werfen sich wie zwei hungrige Wölfe auf dieselben, ich gehe leer aus. All das spielte sich viel rascher ab, als meine Beschreibung ahnen läßt. Auf dem nächsten Geleise stand der Lokalzug nach Babelsberg—Potsdam. Sofort einsteigen, wurde uns zugerufen und schon fährt der Zug. Als der Schaffner kommt, bin ich ohne Billet. Ich erzähle unser Mißgeschick, die Begleiter schwören hoch und heilig, daß es so sei. Der Schaffner hat aber seine Instruktionen. Ich zahle zum 2. Mal den Fahrpreis 4. Klasse nach Babelsberg und dazu noch eine Strafgebühr, die so groß ist, daß ich mit den beiden bezahlten Billets, in Anbetracht der kurzen Strecke, mehr bezahlt habe, als wenn ich 1. Klasse gefahren wäre. Der Schaffner vertröstete mich: „Wenn Sie nach Berlin zurückkommen, so gehen Sie zum Beschwerdebureau, Sie werden den zuviel bezahlten Betrag sicher zurück erhalten“. Der Rat wurde befolgt; man hörte uns geduldig an. Als die Sache klargelegt war, verlangte man von mir eine eingehende schriftliche Darstellung des Falles. „Wir werden alsdann die Sache untersuchen; wenn alles stimmt, erhalten Sie den Betrag ausbezahlt.“ Ich habe darauf verzichtet,

einen solchen Bericht abzufassen und dazu noch zu riskieren, vielleicht mehrmals auf das Beschwerdebureau am Potsdamerplatz wandern zu müssen, das schien mir die Bagatelle nicht wert. Aber seither habe ich nicht nur gegen die 4. Klasse, sondern auch gegen Reisen mit Theologiestudenten eine gewisse Abneigung.

Mein Sackgeld war recht bescheiden, aber hin und wieder erhielt ich einen Brief von Großmama Linder und Onkel Gottfried mit dem erfreulichen Inhalt einer 50 oder 100 Mark-Banknote. So konnte ich mir allerlei erlauben, nicht nur wiederholte Besuche von Theatern, Konzerten, der „Urania“, gewissermaßen einer vergrößerten Auflage der Bernoullianum-Vorträge in Basel, aber in Verbindung mit Theateraufführungen, in denen man Landschafts- und Vegetationsbilder der Vorzeit oder fremder Erdteile zu sehen bekam. Anerkannte Redner hielten geologische, botanische, zoologische und geographische Referate und jedes Mal wurde ein reiches Material aufgestellt. Diese Zuschüsse ermöglichten mir auch größere und kleinere Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung der Reichshauptstadt, ja selbst bis Rügen, Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Helsingör, Malmö usw., und auf der Heimreise konnte ich noch Dresden, Prag, Karlsbad, München und Innsbruck besuchen. Damit verbinden sich manche schöne Erinnerungen, an denen ich jetzt noch zehre.

Auch dem politischen und sozialen Leben Berlins schenkte ich meine Aufmerksamkeit. Oft ging ich in öffentliche Versammlungen. Da war immer ein Schutzmann mit Pickelhaube anwesend; er hatte die Versammlung zu überwachen und event. aufzulösen. Dies habe ich einmal erlebt. Das gab einen Krach und Tumult. Doch nach einigem Gestoß und Geschrei verlief alles friedlich. Damals hätte ich nicht gedacht, daß 50 Jahre später auch in unserer guten, lieben Schweiz, politische Versammlungen von Schweizerbürgern, und zwar nicht einmal öffentliche, sondern geschlossene Mitgliederversammlungen, in denen über Tagesfragen gesprochen und Diskussionen erfolgten, auf Bundesratsbeschuß hin polizeilich beaufsichtigt würden. Und dies zu einer Zeit, wo zwar ein Weltbrand den größten Teil der Erde heimsuchte, unser Land aber wie 1914/18 wiederum eine Friedensinsel mitten in sturm bewegter See bildete und wo in der

Tagespresse oder bei behördlichen Veranstaltungen das hohe Lied von Freiheit und Demokratie gesungen wurde und viele biedere Eidgenossen nicht einmal merkten, wie weit wir uns von diesen Idealen unserer Vorfäder bereits entfernt hatten.

In den 80er und 90er Jahren war in Deutschland, besonders aber in Berlin, eine erste antisemitische Welle über das Land gegangen. Ihre prominenten Vertreter waren mehrere Reichstagsabgeordnete, Prof. ADOLPH WAGNER und Hofprediger AD. STÖCKER, den ich mehrfach in solchen oft tumultuarischen Versammlungen sprechen, um ihn alsdann am Sonntag wiederum im Dom predigen zu hören. Obwohl ich vieles von dem, was in diesen Kundgebungen gesagt wurde als richtig anerkennen mußte, so stieß ich mich doch daran, daß ein „Gottesmann“ an der Spitze dieser Bewegung stand. Am 21. November 1890 sprach Stöcker in einer christlich-sozialen Versammlung über „Sozial-Monarchie“ und sagte: „Wir wollen das Gute in der Sozialdemokratie anerkennen, um das Schlechte um so besser bekämpfen zu können.“

Es soll nicht berichtet werden über verschiedene fürstliche Besuche und den dabei entfalteten Pomp; auch nicht über die Kaiserparade auf dem Tempelhoferfeld. Ich sah Wilhelm II. an der Spitze seiner Gardekürassiere, einer Prunktruppe, die fast ausschließlich vom Adel gestellt wurde, durch die Stadt zur Parade reiten. Nach der Rückkehr wurden bereits Extrablätter mit der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Kaiserrede ausgerufen. Um dieselben wird förmlich gekämpft. Hernach stellte sich heraus, daß die Rede gar nicht gehalten worden war.

Endlich hatte ich auch noch Gelegenheit, die Festlichkeiten beim 90. Geburtstag des Feldmarschalls Graf VON MOLTKE mitzuerleben, besonders den großen Fackelzug der Berliner Studenten und Bürgerschaft, der kein Ende nehmen wollte und über „die Linden“ zum Generalstabsgebäude bei der Siegessäule zog. Schon Stunden zuvor hatte sich eine unabsehbare Menschenmenge in den Straßen, durch die der Zug kommen sollte, angesammelt. Ich befand mich unweit vom Pariserplatz. Die Fenster aller Häuser waren dicht besetzt; auf die Bäume der Doppelallee hatten sich in großer Zahl junge Burschen eingestellt, selbst auf den Kuppeln der Litfaßsäulen vermochten

Knaben sich gute Plätze zu erobern. Nach langem Warten hört man endlich in der Ferne die Musik. Man streckt die Hälse, steht auf die Zehen. Die in den hintersten Reihen postierten Zuschauer hatten Doppelreihen mitgebracht; sie werden nun aufgestellt und mehr als eigentlich zulässig besetzt. Nun nähert sich wie eine Feuerschlange der Zug. Schon macht sich der Pechgeruch bemerkbar; in nächster Nähe intoniert die Musik. Auf der Litfaßsäule wird es unruhig, sie gibt nach und die ganze Bescherung liegt unten in der Röhre und muß warten, bis der lange Zug vorbei ist und die Feuerwehr die Befreiung aus der Gefangenschaft bringt. Der Berlinerwitz hat bei dieser Gelegenheit sich wieder glänzend bewährt. Beständig wechselten die Worte hin und her zwischen draußen, die den Fackelzug sahen und drinnen, die nur am oberen Ende ihrer Röhre den Widerschein und auf deren Grund den Pechgeruch hatten. Humor und Schlagfertigkeit beiderseits waren so amüsant, daß man daneben das vor uns vorbeiziehende Schauspiel fast vergaß und nur dann, wenn eine Musik oder eine stattliche Fahnengruppe kam, sein Auge wieder auf das konzentrierte, worauf man stundenlang gewartet hatte.

Wenige Monate später, am 24. April 1891, starb der große Strategie und Schweiger an einem Herzschlag. Am Tage vor der Beisetzung, die mit großem militärischem Pomp und bei Anwesenheit der meisten deutschen Fürsten und farbenstrotzenden auswärtigen Militärmisionen stattfand, war die Leiche im Generalstabsgebäude aufgebahrt. Ungezählte Menschenscharen zogen an ihr vorbei, um den hervorragenden Strategen, den vom Volk vergötterten Menschen, dem Deutschland so viel zu verdanken hatte, in Ehrerbietung zu grüßen. Ich wollte auch nochmals den großen Toten sehen und schloß mich dem endlosen Zug an. Am Vormittag gelang es nicht, trotz zweistündigem Schlangenstehen, wohl aber am Nachmittag. Da lag der ehrwürdige Greis auf dem Paradebett inmitten eines entzückenden Blumenmeeres, behütet von einer Ehrenwache von vier, wie aus Stein gemeißelten, starren Soldaten, so daß man sich fragte, sind es lebende Menschen oder Wachsfiguren. Sie waren an Kopf und Füßen aufgestellt, drei Offiziere verschiedenen Grades und ein Gefreiter. Der Tote schien zu schlafen; seine aus unzähligen Abbildungen bekannten charaktervollen

Züge, sein hageres Gesicht, sie wirkten auch im Tode auf den Beschauer und ließen die Seelengröße dieses Mannes, die sogar seine naturgegebenen Feinde anerkennen mußten, ahnen. Selbst die französische Presse widmete ihm anerkennende Nachrufe. Auf der Familiengruft in Kreisau (Schlesien), wohin die sterblichen Reste übergeführt wurden, steht: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung“, ein für einen Kriegsmann besonders schönes Wort. Seinen Wahlspruch: „erst wägs, dann wags“, haben die Deutschen leider nicht immer in Ehren gehalten. In seiner schlanken, hageren Gestalt, mit glatt rasiertem, markantem Gesicht, seinem offenen Charakter, strenger Sachlichkeit und schlichtem Auftreten hat mich Moltke immer wieder an unsren verehrten Generalstabschef THEOPHIL VON SPRECHER erinnert. Auch einer unserer großen Männer!

Zum Schluß meiner Berliner Studienzeit noch ein kleines Erlebnis, das wert ist, festgehalten zu werden. Im Wesentlichen folge ich meinem Tagebuch und bringe aus der Erinnerung noch einige Ergänzungen hinzu. In den Pfingstferien 1891 war es mir vergönnt, eine etwa 10tägige Reise über Hamburg—Kiel nach Dänemark und zurück über Lübeck—Rostock auszuführen.

Am 24. Mai verlasse ich Berlin und finde mich vor 6 Uhr am Lertherbahnhof ein. Der Morgen ist frisch und es hat allen Anschein, als ob es bald regnen werde, doch gegen Mittag verzieht sich das Gewölk und als wir in Hamburg einfahren, wölbt sich über uns ein wolkenloser Himmel. Bis Wittenberge herrscht lichter Föhrenwald, abwechselnd mit größeren und kleineren Kulturflächen, zuweilen unterbrochen von etwas Sumpfland. An einer Stelle bemerke ich große Flecken von *Euphorbia palustris*. Es sind Bilder, wie sie für den Sandboden Norddeutschlands auf unabsehbare Weiten bezeichnend sind. Nur um Finkenkrug wird diese Monotonie auf mehrere Kilometer durch einen prächtigen Mischwald von Eiche und Buche unterbrochen. An den Bachufern wachsen Erlen und Weiden und in den Gräben, welche die Bahnlinie begleiten, erkenne ich flutenden *Ranunculus aquatilis*, Fieberklee (*Menynathes trifoliata*) und Wasserfeder (*Hottonia palustris*); die Dotterblume (*Caltha palustris*) prangt in lebhaftem Goldgelb. Dürre Stellen zeigen Anflüge der Heideflora mit *Calluna* und *Andromeda polifolia*. An Eisenbahndämmen

blüht der Magerkeitszeiger *Saxifraga granulata* in großer Menge.

Von Wittenberge an ändert sich das Bild. Der Föhrenwald tritt mehr und mehr zurück. Wiesen und Felder sind saftig ergrünt, das Gras hochgewachsen. Das von vielen Bächen durchzogene Gelände weist hin und wieder kleinere Wasserbecken auf; das Land ist entschieden besser bebaut und reicher. Auf den Wiesen sieht man Viehherden, bald Hornvieh, bald zottige gut genährte Mecklenburger-Schafe oder Schweineherden, von Hunden bewacht. Dies alles gibt der Landschaft ein belebteres Aussehen. Mit der Zunahme des Buchenwaldes verschwindet allmählich die märkische Sandlandschaft, fruchtbarerer Boden tritt an ihre Stelle. Doch die Wohnstätten sind noch klein; sie bestehen meistens nur aus dem Erdgeschoß, die Dächer sind strohbedeckt, Birken und Weiden umgeben die Gehöfte. Hagenow, ein hübsches, schmuckes Städtchen, dessen Kirche an die Lübecks erinnert, huscht an uns vorüber. Jetzt treten sogar reine Eichenbestände auf mit kräftig knorrigem Geäst, Symbol von Zähigkeit und Kraft, für uns Schweizer ein seltener Anblick. Gegenüber Berlin ist die Vegetation entschieden vorgerückt.

Wir halten in Friedrichsruhe, mitten im berühmten Sachsenwalde, dem Alterssitz des gestürzten BISMARCK. Ich überspringe einen Zug. Nach dem frugalen Mittagessen geht es zu dessen einfachem Landhaus, das in nächster Nähe der Bahn liegt, fast die einzige Wohnstätte weit und breit. In der Hoffnung, ihn zu sehen, steht vor dem Haupteingang eine ganze Schar von Verehrern. Ich gehe bald weiter, längs der Umzäunung, in den herrlichen, gut gepflegten Hochwald. Am hinteren Ende der Einfriedigung des Gutes sehe ich plötzlich zwei Riesendoggen aus dem Gebüsch springen, im nächsten Augenblick erscheint auch die hohe, hünenhafte Gestalt des eisernen Kanzlers. Ich bin ein wirkliches Glückskind. Am hinteren Ausgang des Parkes angelangt, lehnte sich Bismarck auf das Geländer der kleinen Brücke und schaute einige Augenblicke in sich vertieft in das Wasser. Ich war kaum 20 Schritte von ihm entfernt, und konnte ihn so in aller Ruhe betrachten, seinen gewaltigen Kopf, die übergroßen buschigen Augenbrauen und den willensstarken Gesichtsausdruck.

Fast gleichzeitig mit mir kam von der Gegenseite eine frohe Kinderschar, Mädchen von 12—15 Jahren aus Hamburg. Als die Schulkasse den Kanzler sah, sprangen sie ihm jubelnd entgegen. Jedes Kind wollte ihm die Hand geben. Bismarck hatte vollauf zu tun, um diesen Ansturm aufzufangen und die vielen Feldblumen entgegen zu nehmen, die seine gewaltige Pratze bald kaum mehr zu halten vermochte. Inzwischen ist auch der Lehrer keuchend herbeigeeilt. Er gibt ein Zeichen und die Kinder stimmen einige vaterländische Lieder an. Bismarck hört sichtlich ergriffen zu; seine beiden großen Doggen von beiger Farbe, prachtvolle Rassentiere, haben sich neben ihn postiert; eine imposante Gruppe. Das Lied ist zu Ende, der Kanzler dankt mit einigen kurzen Worten und sagt dann: „Wie schade, daß ich nur ein paar Zigarren bei mir habe, aber rauchen werden die jungen Fräuleins wohl nicht?“ Darauf schallendes Gelächter. Dann gibt er dem Lehrer die Hand und einige Winke, wo die schönsten Plätzchen mit den größten Eichen im Sachsenwald zu finden seien; fragt die Kinder, wie es in Hamburg gehe. Die Schar bringt noch ein dreifaches Hoch aus und zieht seelenvergnügt mit dem Lehrer ab.

Nun kommt der zweite Akt und wenn ich daran zurückdenke, so ärgere ich mich über meine Unbeholfenheit angesichts des großen Mannes. Aber wie konnte ich erwarten, von Bismarck angeredet zu werden? Hätte ich mich doch wenigstens vorgestellt und gesagt, daß ich von Basel komme und in Berlin studiere, aber ich war einfach perplex als Bismarck auf mich zukam und sagte: „Wie hübsch doch diese Kinderstimmen, aber bitte, bedecken Sie sich; es ist wieder recht kühl und unfreundlich. Dieses Jahr hat uns der Winter wieder nicht übel zugesetzt.“ Ich murmelte nur ein paar Worte, worauf Bismarck weiter ging. So habe ich mich wenigstens nicht als Schweizer blamiert, sondern nur inkognito als unbekannter, junger, schüchtern Mann. Zu meiner Beruhigung sagte ich mir später, daß Bismarck eigentlich auch an der mißgeglückten Unterhaltung schuld war. Er hätte mich eigentlich fragen können, woher ich komme, damit wäre der schönste Ausgangspunkt zu einem Gespräch gegeben gewesen. Alles hat eben seine zwei Seiten und wenn man sich dumm aufgeführt hat, so ist man immer gern bereit, auch die Gegenseite zu belasten.

Wenige Stunden später fuhr der Zug durch die fruchtbaren Vierlande, dem Gemüsegarten Hamburgs. Am Abend tummelte ich mich am Hafen herum, staunend über den riesigen Verkehr, über den gewaltigen Wald von Masten, von Schiffen aller Größen bis zu den modernsten Riesendampfern, die den Verkehr über alle Meere, von Erdteil zu Erdteil vermitteln, und in denen man wie in einem Luxushotel aufgehoben und sich völlig sicher fühlt, bis eine Titanic-Katastrophe dem Menschen seine Ohnmacht zum Bewußtsein bringt und ihm einen Dämpfer aufsetzt. Allen Fortschritten der Technik zum Trotz sind auch ihm Grenzen gesetzt, die nicht ungestraft überschritten werden können.

Unerwartet rasch fand das schöne Berliner Studienjahr, an das ich immer noch mit Vergnügen und in Dankbarkeit für die vielen Anregungen, die mir in der Reichshauptstadt geboten wurden, zurückdenke, ein Ende. Von der Universität wurde mir am 15. August 1891 das von Rektor Adolf Tobler unterzeichnete Abgangszeugnis überreicht. Auf Umwegen gelangte ich über Böhmen und Bayern nach der Heimat zurück.